Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 24 (1968)
Heft: 1

Artikel: Zum Gespräch über die Saane hinweg
Autor: Steiner, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420938

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

etwas Human-Menschenwürdiges meinen? Sind die (opernhaft klingende) *„edle Gesinnung“*, das (gestelzt wirkende) *„echte Gespräch“*, das (unglaubhaft wichtigtuerische) *„ernste Anliegen“* nur noch Beute überlegener Ironie? Warum müssen sie es sein? Reklame, Selbstreklame, formelhafte Gedankenlosigkeit, Unwahrhaftigkeit und Angst vor dem Anspruch tragen Schuld.
Der Jargon der Heiratsanzeigen — „edel denkend, natur- und kunstliebend“: verlogenes Auftrumpfen und Verdoppeln; über *„Gespräch“* und *„echt“* läßt sich reden, nicht aber über ein *echtes Gespräch* — haben gutgemeinten, aber nicht wohlbedachten Feststellungen den ironischen Rest gegeben. Und keine andere Hilfe zur Aufwertung, oder auch nur zum Aufhalten der Entwertung, blieb übrig, als daß man die guten Worte aus den falschen, phrasenhaften Verdoppelungen herausbricht, ihrer Armut inne wird und dann versucht, sie mit behutsamer Wahrhaftigkeit wieder reich zu machen.
„Die großen Worte“, schrieb Thomas Mann einmal, als er von ungeheurem Erschrecken berichten wollte und nur auf das kleine, aber wirkungsvolle Zeitwort „stutzen“ kam, *„die großen Worte, abgenutzt wie sie sind, eignen sich gar nicht sehr, das Außerordentliche auszudrücken; vielmehr geschieht dies am besten, indem man die kleinen in die Höhe treibt und auf den Gipfel ihrer Bedeutung bringt.“* Er hat noch edel über die Sprache gedacht, und über diejenigen, die sie benutzen.

Zum Gespräch über die Saane hinweg

Die „Gazette littéraire“, Wochenbeilage der „Gazette de Lausanne“, hat am 26./27. August drei Seiten ihrer Ausgabe der deutschen Schweiz und ihren Sprachverhältnissen gewidmet.
Redaktor *Franck Jotterand* gibt eine Einführung „Die Deutschschweizer kommen“, aus der wir unter anderm erfahren, daß Dr. Roberto Bernhard, der Lausanner Korrespondent verschiedener deutschschweizerischer Zeitungen, den Anstoß zu diesem erfreulichen Unternehmen gegeben hat. Unsere Leser kennen ihn aus Beiträgen im „Sprachspiegel“ und von seinem meisterhaften Vortrag an der letzten Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins, der hoffentlich bald in den „Schriften“ des Sprachvereins erscheinen wird.

Sodann finden wir die folgenden Aufsätze: *Friedrich Dürrenmatt:* „Persönliches über Sprache“ (deutsche Fassung nach der „Weltwoche“ vom 10.11.67); *Alfred Richli:* „Unsere Verbindungen mit der deutschen Literatur“, *Hermann Wanner* (Erziehungsdirektor des Kantons Schaffhausen, Altphilolog): „Albert Bächtold: Von Schaffhausen nach Amerika“, *Werner Stauffacher* (Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Lausanne): „Europa und das Schwyzerdütsch“, *Jörg Steiner* (Preis Veillon 1967): „Die Ansicht eines jungen Schriftstellers“. Wir haben ein paar Stellen herausgegriffen und übersetzt (bzw. rückübersetzt), die uns besonders beachtenswert erscheinen. Nicht daß wir mit allem ganz einverstanden wären; aber kommt es allein daraut an? Aus Widerspruch ergeben sich oft die fruchtbarsten Denkanstöße.

km

Wie kann man Schweizerdeutsch sprechen, diese Bastardsprache, diesen Dialekt, der seinen Klang an jeder Kantonsgrenze wechselt und sich als wirkliches Hindernis zwischen die deutsche Kultur und die Welschschweizer legt, deren Ohren von der Saane bis zum Rhein durch diese Kehllaute beleidigt werden? Wie kann ein deutschschweizerischer Schriftsteller den ganzen Tag seine Mundart reden und am Abend seine Bücher in einer fremden Sprache schreiben, auf „hochdeutsch“ (dans le „bon“ allemand)? Kann eine Sprache, die nicht geschrieben wird, am Leben bleiben?
Diese Fragen reizen oder vergnügen, je nachdem, ob man sie so schroff stellt oder mit schalkhafter Höflichkeit. Sie ziehen vor allem einen Vorhang des Nichtverstehens zwischen die beiden Teile der Schweiz. Und, so erstaunlich das scheinen mag: niemand hat sich je die Mühe genommen, dies Problem offen zu erörtern und es den Welschschweizern zu erklären...

F. Jotterand

Jede Kultur gründet sich mehr auf Vorurteile denn auf Wahrheiten, auch die westschweizerische. Eines ihrer Vorurteile besteht im Glauben, der Deutschschweizer spreche eine primitive Sprache; auf dieses Vorurteil gründet sich die westschweizerische Fiktion, kulturell höher zu stehen. Ich persönlich halte vom Westschweizer viel, nur vermöchte ich den Satz, Delémont sei kulturell hochstehender als Burgdorf, nicht zu unterschreiben. Die Bauern besitzen in Europa überall eine ähnliche Kultur, die Lehrer ebenfalls, und bei den politischen Agitatoren sind ihre fixen Ideen das Wesentliche, die sind sich ähnlich; was sie sonst noch an kultureller Bildung aufweisen, ist nebensächlich.
Doch das westschweizerische Vorurteil ist verständlich. Das Französische ist die größte Leistung der französischen Kultur, bewundernswert in seiner Klarheit, eine im wesentlichen abgeschlossene

Sprache; und weil das Französische ein Werk der Allgemeinheit ist, bemüht sich ein jeder, an diesem allgemeinen Kunstwerk teilzuhaben und seine individuellen und provinziellen sprachlichen Züge zu unterdrücken.

Im Deutschen ist es anders. Hier sind die Dialekte lebendiger geblieben und wirken lebhafter im sprachlichen Unterbewußtsein fort. Das Deutsch, das man redet, und das Deutsch, das man schreibt, unterscheiden sich stärker. Es fehlt eine Akademie, es fehlt ein kulturelles Zentrum, es fehlen die Provinzen: Ohne kulturelle Mitte ist es sinnlos, von Provinzen zu reden. Das Deutsche ist individueller als das Französische. Deutsch ist eine offene Sprache.

... Auf den Schriftsteller bezogen: der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine „Vatersprache". Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine „Vatersprache" die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. Aber er steht einer Sprache gegenüber, die von ihren Dialekten her formbarer ist als das Französische. Das Französische muß man übernehmen, Deutsch kann man gestalten.

Das ist überspitzt ausgedrückt. Auch das Französische läßt individuelle Möglichkeiten zu. Was ich meine, läßt sich an Ramuz und Gotthelf erläutern: Ramuz' Französisch kommt mir wie ein vollkommen gearbeitetes Netz der französischen Sprache vor, womit er die waadtländische Eigenart einfängt; in Gotthelfs Sprache sind Deutsch und Berndeutsch verschmolzen, Gotthelfs barocke Sprache entstand wie Luthers Bibelübersetzung: Gotthelf fand sein Deutsch, Ramuz hatte sein Französisch.

Auch ich muß immer wieder mein Deutsch finden.

... Die Sprache, die man redet, ist selbstverständlich.
Die Sprache, die man schreibt, scheint selbstverständlich.
In diesem „scheint" liegt die Arbeit des Schriftstellers verborgen.

F. Dürrenmatt

... Die Schriftsteller, die gegenwärtig im Vordergrund stehen, haben die Mundart aus ihrer Sprache entfernt, wie sie auch in ihren Themen Abstand genommen haben von unserm kleinen Land. Die Art, wie Max Frisch die Register seiner Schreibweise

erweitert, unterstreicht den Willen des Künstlers, das Band zur Schweiz zu zerreißen. Sein Stiller quält sich ab und spannt alle Kräfte seines Geistes an, den Schweizer in sich zu verneinen. Beim Lesen des Romans können wir das Mißlingen dieses Versuchs verfolgen. Stiller bleibt nicht nur Schweizer, sondern sogar Zürcher.

Die Entwicklung des Romans bringt selbstverständlich keine Änderung in der Einstellung zur Mundart. Wir wollten nur an diesem Fall, wo der Bruch mit der Schweiz am tiefsten geht, zeigen, wie stark dennoch die Macht bleibt, die von der überkommenen Art zu denken ausgeht.

Bei der Mehrzahl der übrigen Schriftsteller erkennen wir noch deutlicher den Zusammenhang des ererbten Denkens, das nicht überwunden ist, und der sprachlichen Herkunft. Bei Dürrenmatt quillt die berndeutsche Mundart mit elementarer Wucht hervor. Seine Art, das Kulturerbe zu verwenden, verrät ebensosehr den kritischen Geist wie die unverhüllte Genugtuung, Berner zu sein. Der Schauplatz seines bedeutendsten Dramas heißt „Güllen“: die Welt wird mit einem schweizerdeutschen Wort als Jauchegrube bezeichnet. Wenn er in einem andern Stück das klassische Bild vom Stall des Augias beschwört, so wirken doch die Personen, die er auftreten läßt, im Gehaben wie im Reden echt helvetisch. *A. Richli*

... Trotz den Schwierigkeiten, die das Mundartlesen immer bereitet, zumal wenn es sich wie hier um einen Dialekt handelt, an den der Deutschschweizer nicht gewöhnt ist (den des Schaffhauser Klettgaus, eines abgelegenen Bezirks), hat Albert Bächtold einen bedeutenden Leserkreis um sich versammelt. Er verbindet ein wunderbar feines und ausgebildetes Gehör mit einer ursprünglichen Erzählergabe. Ihm hat die Mundart die Ausdrucksmittel nicht eingeengt. Sein Gesichtskreis ist nicht der des bescheidenen Bauerndorfes geblieben. Er hat sich an die allgemeinen Fragen des menschlichen Daseins gewagt und das Großartige im Zauber einer kleinen Welt eingefangen. Das Alltägliche streift das Seltsame und die tieferen Fragen; seine Personen stammen aus einem reichen Vorrat von Menschentypen und Lebensformen. Sie können ihr Brot kümmerlich als Kleinbauern erwerben, als Dorfaristokraten auftreten, philosophieren, neue wirtschaftliche und soziale Ideen verwirklichen, sie können auch ihre Pläne und Ideale scheitern sehen und dadurch zur höchsten Reife gelangen wie „de goldig Schmid“ in dem Roman gleichen Namens.

Bächtold hat die Mundart des Klettgaus in ein unglaublich feines und biegsames Ausdrucksmittel verwandelt und es fertiggebracht, in dieser Sprache eine packende Schilderung der russischen Landschaft zu geben („Pjotr Ivanowitsch"). Seine Russen reden zwar wie die Bauern aus dem Klettgau und machen dennoch nicht den Eindruck von verkleideten Schaffhausern, sondern zeigen ihre nationale Eigenart. ...

H. Wanner

... In der alemannischen Schweiz wurde das Vordringen des Hochdeutschen im 18. Jahrhundert aufgehalten. Der Bereich des Ausdrucks schied sich in zwei Zonen: Als gesprochene Sprache blieben die Mundarten bewahrt, ausgenommen für Predigt, Unterricht und Rede... Im Gegensatz zur Entwicklung in Deutschland hat die alemannische Schweiz jede gesellschaftliche Spaltung vermieden: die Mundarten sind die Sprache der ganzen Bevölkerung geblieben.

Dieser Zustand bietet Vorteile sowohl gegenüber der niederländischen Lösung wie gegenüber der in der französischen Schweiz angenommenen. Er erlaubt, die sprachliche Selbständigkeit zu bewahren und doch unmittelbar an einem größeren Kulturerbe teilzuhaben. Gewiß bringt er eine gewisse Schwerfälligkeit des Ausdrucks mit sich, wenn es darum geht, ausnahmsweise hochdeutsch zu sprechen. Auch kann die Standfläche der Mundart, ausgerichtet auf die greifbaren Dinge und die einfachen Gedanken, etwas schmal scheinen angesichts höherer Ausdrucksbedürfnisse. Aber diese Schwerfälligkeit und diese Enge verhindern, daß die Sprache entartet in der Berührung mit den Klischees der Zivilisation. Die fortwährende Beziehung auf die Mundart der Gegend rettet gewissermaßen die Verbindung mit dem Geist der Kindheit. Diese Verwurzelung und dieses Sicherheitsgefühl möchte niemand in der deutschen Schweiz den Annehmlichkeiten einer Weltsprache opfern. ...

W. Stauffacher

... Rede ich berndeutsch, wenn ich in Biel bin, so verstehen mich meine welschen Freunde nicht. Will ich mich auf deutsch mit ihnen unterhalten, so bin ich gezwungen, mich einer fremden Sprachform zu bedienen, der Schriftsprache. Ich tue es selten, denn ich rede lieber französisch. Ich finde diese Sprache eines der bequemsten Ausdrucksmittel. Im Grunde rede ich französisch aus Bequemlichkeit.

Ganz anders, wenn es ums Schreiben geht. Ich schreibe nur deutsch, und fast immer in dem Deutsch, das nicht meine Muttersprache ist. Die geschriebenen Sätze stehen vor mir, ich kann sie prüfen, verbessern, ändern, sie mir wiederholen, sie streichen. Beim Schreiben stelle ich die geltenden Wirklichkeiten in Frage, versuche ich, verfestigte Vorstellungen zu verändern, möchte eine Art von Gleichgewicht im ständigen Überwinden meiner selbst schaffen. Etwas übertrieben ausgedrückt: Ich strebe nach einer immerwährenden Revolution des Bewußtseins.

Diese gebrochene und indirekte Beziehung zur Schriftsprache kommt mir vor als eine Voraussetzung meiner Schriftstellerei: Sie ermöglicht einen Abstand gegenüber den Dingen wie auch einen Abstand hinsichtlich der Sprache, die die Dinge nennt.

Die Mundart erfüllt diese Bedingungen nicht. Ich bediene mich meiner Muttersprache, um die Wörter der Literatursprache zu wägen und zu werten. Die Mundart ist kein bequemer Richter; sie enthüllt die geschriebenen Sätze in ihrer Wahrhaftigkeit und ihrer Wahrscheinlichkeit.

J. Steiner

Ein Ansbacher Beizbüchlein

Von Peter Ott, Zug

Seit 1954 erscheinen im Verlag Walter de Gruyter & Co. in Berlin die von *Kurt Lindner* herausgegebenen „Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd". Der Herausgeber hat sich das Ziel gesetzt, bisher unbekannte deutsche Jagdliteratur, die entweder nur in Manuskripten oder in heute nicht mehr zugänglichen alten Drucken vorliegt, durch eine gewissenhafte Edition einem weiteren Leserkreis vorzulegen. Die Texte stammen aus dem großen Zeitraum vom 14. bis 18. Jahrhundert. Indem die Jagdausübung sich im Laufe der Zeit wandelte — sei es durch standespolitische Verschiebungen, durch das Recht, durch fremde Einflüsse, unter die z. B. auch die Humanistenliteratur zu zählen ist, oder durch den Rückgang des Wildbestandes usw. —, hat sie auch die einschlägige Literatur, die zum großen Teil lehrhafter Art ist, beeinflußt. Viele Entwicklungen sind von der Jagd ausgegangen, so auch